Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Teichmann.

(7. Fortsetzung.)

Martina gesellte sich hie und da dazu. Es war aber kein erquickliches Verhältnis zwischen den beiden. Sie reizten und quälten sich gegenseitig, und meist gingen beide tief verstimmt auseinander. Gerta hingegen schätzte den Maler täglich mehr. Sie waren wie zwei gute, innige Geschwister zusammen, erzählten sich alles, und konnten über jede Kleinigkeit wie Kinder lachen. Heute sah Gerta sofort, daß etwas Ungewöhnliches in dem jungen Manne vorging. Sie zeigte deshalb nicht gleich ihren Schatz, sondern fragte:

„Nun, Herr Velten, was ist geschehen? Sie sehen anders aus als sonst."

„So? Das weiß ich nicht. Es ist aber nichts Besonderes."

„Nur heraus damit! Sie wissen schon, vor mir können Sie nichts verbergen."

Velten seufzte gemacht lustig: „Nun ja, es ist schlimm mit solch sehenden Menschen. Also: ich sandte dieser Tage mein Bild „Am Waldesrande" der Sezession ein. Ein Freund schrieb mir heute aus Berlin, ich müsse unbedingt hinkommen. Es ist wegen verschiedener vorteilhafter Verbindungen. Ich muß also fort. Und das fällt mir, offen gestanden, jetzt sehr schwer."

Gerta machte ein erschrockenes Gesicht: „Sie müssen fort? Und bald schon?"

„Morgen früh! Aber bitte, sagen Sie niemand etwas davon. Niemand unterstrichen, Frau Gerta. Nur Sie allein wissen es. Ich kann das Abschiednehmen nicht leiden. Heute will ich noch einmal lustig sein — und dann morgen fort — in aller Frühe — wenn die Welt noch schläft."

„Und heute sind wir nicht hier. Heute gerade müssen wir Sie entbehren."

„Nein, das Schicksal hat mich lieb. Rosi ist unwohl, nichts Bedeutendes, nur Zahnschmerzen. Da ist der Platz im Auto frei. Ich will Fräulein Martina bitten, mich gnädigst mitzunehmen."

„Das ist schön. Das freut mich doppelt. Denn Fräulein Rosi können wir immer haben, aber Sie nicht. Aber sehen Sie jetzt her, was ich Ihnen da bringe."

„Das muß etwas Gutes sein, denn Sie sahen vorhin wahrhaft strahlend aus."

Sie zeigte ihm die kleine Geschichte und er las sie aufmerksam. Er saß im Birkensessel zurückgelehnt, und sein Gesicht, das so ernst und hübsch aussah, verriet tiefe Rührung und Verständnis. Er reichte dann Gerta stumm die Hand und drückte sie wie die eines tapferen Kameraden.

„Sie haben sehr viel poetischen Sinn, liebe Frau Gerta. Man erlebt doch alles ordentlich mit. Und wie klar Sie die hiesige Gegend, die Felder, den Wald gezeichnet haben. Wir sind nun Kollegen, Frau Gerta, wir fliegen zusammen."

„Aber nicht nach Ikarien, Velten. Ich will mir meine Flügel nicht schmelzen lassen. Aber wissen Sie, ich beneide Sie eigentlich glühend. Sie gehen nach Berlin — das war immer, immer das Ziel meiner Sehnsucht."

„München ist schöner. Viel schöner. Aber natürlich, Berlin ist bedeutender. Ich bin aber nicht gerne dort. Ich war sehr glücklich hier. Ich hänge zu sehr an der Natur, an der unverfälschten nämlich. Ich weiß, ich werde die erste Zeit krank sein vor Sehnsucht nach dem alten, idyllischen Städtchen, dem Schlosse, dem Walde und den Feldern und Wiesen. Es ist greulich in den heißen, schattenlosen Straßen, zwischen all den fremden Menschen. Nur im Anfang übt die Großstadt einen Reiz aus, oder auch auf den Vollblutgroßstädter. Das bin ich nicht."

Sie schwiegen eine Weile und sahen ins weite, blühende Land hinaus, über das der Sonntag mit seinen Glockenklängen und dem tiefen Frieden lag. Und leise begann der Maler wieder:

„Sehen Sie, wie schön es hier ist. Ich kenne viele Städte, viele Länder, aber nirgends gefällt es mir so gut wie hier. Es ist alles da: Berge, Schlösser, Gärten, weite Ebenen. Und sehen Sie den Fluß. Wie der stolz und ruhig dahinzieht, als wüßte er, daß sich das schönste Städtchen Schlesiens in ihm spiegelt. Nach diesem Bilde hier werde ich Sehnsucht haben. Immer, immer. Und morgen bin ich schon weit."

Gerta wußte ganz genau, daß hinter all dem Sehnen das Weib stand: Martina. Doch sie sagte nichts. Velten hatte ihr nie etwas Näheres erzählt, auch Martina nicht. Sie wußte nur, die beiden waren sich nicht gleichgültig und konnten doch nicht zueinander finden. Was zwischen ihnen stand, war Gerta ein Rätsel.

Jetzt hörte man das Fauchen einer Maschine draußen auf der Straße und das eintönige Töff-Töff des Autos. Da sprangen die beiden auf, und Velten nahm den lichten Sommerrock und seinen runden Strohhut. Dabei sagte er:

„Wir gehen nicht erst hinauf. Die guten Leuchen schlafen alle den Sommerschlaf des Gerechten."

Als sie auf die heiße Straße traten, hatte das Auto schon gewendet. Martina saß Heide gegenüber und empfing die beiden aus dem Garten mit verwunderten Blicken:

„Wo ist Rosi?"

Velten trat mit übermäßig demütigem Bückling auf das junge Mädchen zu und sagte kläglich:

„Sie werden zürnen, Gnädigste, doch bitte ich, mich statt meiner Kusine mitzunehmen, dieweil die Arme Zahnschmerzen hat."

Martina lachte: „Sie scheinen sehr unglücklich darüber zu sein. Aber kommen Sie nur Velten, der Rosselenker wird uns sonst nervös."

„Rosselenker? Der Johann?"

„Ja, Chauffeur kann er nicht leiden. Er sieht immer etwas Beleidigendes darin. Also jetzt einsteigen. Und rasch. Dort geht die gute Frau Pohl. Der wollen wir wieder einmal einen Sonntagsschrecken einjagen."

Alle vier nahmen nun lustig Platz, und Martina rief:

„Johann, ich zahle Ihnen heute die üppigste Zeche, wenn Sie so rasch wie der Teufel an Frau Pohl vorübersausen. Hinter der Stadt können Sie dann das Tempo wieder mäßigen."

Erst ganz langsam setzte sich das fauchende Ungetüm in Bewegung, dann fiel es in solches Rasen und Rennen, daß Martina hell aufjauchzte. Ueber die Brücke ging es, durch die Bräuhausstraße und am unteren Park vorüber. Die letzten Villen flogen wie Geistererscheinungen vorbei, dann mäßigte Johann das Tempo. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und er murmelte:

„Eine sauer verdiente Zeche. Da fahre ich doch lieber mit meinen Braunen."

Die kleine Gesellschaft war ausnehmend lustig. Scherzworte flogen hin und wieder, und einmal zeigte Velten links hinüber zum Walde:

„Der Krebsgrund. Und dort die Ruine Reichenstein."

Er sah Martina an und fing einen heißen, beredten Blick auf. Es war, als sprängen elektrische Funken herüber und hinüber. Ein wenig schweigsamer geworden, sausten sie durch die Dörfer Forst und Sörgsdorf, und in Wildschütz mußten sie vor einem Gasthause halten, weil der brave Johann vergessen hatte, Benzin vollzufüllen.

Die Berge wurden jetzt höher, das flache Land verschwand. Siebenhuben und Friedeberg lagen ganz in den Bergen versteckt. Es war ein kleines, elendes Nest, ohne jede poetische Schönheit. Nur die Berge ringsum waren schön, aber das Städtchen selbst war so nüchtern wie möglich. Sie fuhren gleich in den Garten ein, wo das Fest stattfand, und Frau Born kam der Gesellschaft freudestrahlend und stolz entgegen. Sie mußten alle an den Holztischen Platz nehmen. Die Bänke schäckelten bedenklich, als die beiden Männer sich setzten. Dann brachten schmuck aussehen wollende Bürgermädchen Fluten von Kaffee und Berge von Kuchen herbei und die Musikkapelle spielte herzzerreißende Weisen. Aber das alles löste eine unbändig lustige Stimmung unter der kleinen Gesellschaft aus. Sie aßen und tranken tapfer und gingen dann zwischen den aufgestellten Buden umher und beschenkten einander mit den ausgestellten Herrlichkeiten.

Die Fahnen an den Häusern wehten lustig und feierlich. Die Jugend, namentlich die männliche, stand ausdauernd vor dem Automobil. Das war die größte Sehenswürdigkeit für sie. Und Martina in ihrer übermütigen Stimmung ließ auffitzen, wes Platz hatte, und führte sie um das Städtchen herum.

Am Abend war Tanz in der offenen geschmückten Tenne. Die beiden Paare, die bei Frau Born auf der offenen Veranda zu Abend gegessen hatten, horchten lächelnd auf die ländlichen Weisen. Nun wurde ein Walzer gespielt, ein echter, wiegender, klingender Walzer. Martina flickten die Füße unter dem Tische. Begehrlich sah sie zur Tenne hinüber. Da stand Heide auf und sagte:

„Fräulein Martina — wollen wir's wagen?"

Sie sah lächelnd zu ihm empor. „Ja? Sollen wir? Ich möchte für mein Leben gern einmal tanzen. Bei diesem Walzer kann man ja nicht still sitzen."

Sie gingen miteinander zum Tanzplatz hinüber und bevor sie anfingen, sahen sie, schon zum Tanze umschlungen, zu dem zurückgebliebenen Paare zurück.

Ginnord Velten wies lächelnd zu ihnen hin: „Faust und Gretchen. Macht es Ihnen nicht auch den Eindruck?"

„Ja, mein Mann erinnert an Faust. Fräulein Martina aber hat nichts Gretchenhaftes. Sie ist viel zu selbständig, kühl und überlegen. Und wir sind doch nicht Mephisto und Frau Marte."

„Nein, kommen Sie, Frau Gerda, wir tanzen auch. Der Walzer geht ins Blut. Musik ist doch etwas Wunderbares. Da könnte man beinahe alles Seelenleid vergessen, wenn man solch prickelnde Weisen hört."

Es war heiß in der offenen Tenne. Die Paare schoben und drängten sich mühsam. Und doch tanzten alle mit Hingebung. Gerta blieb an einem Pfeiler stehen und sagte atemlos: „Ich kann nicht mehr."

Velten sah mit brennenden Augen ins Gewühl. Er suchte Martina. Er mußte sie einmal an seinem Herzen halten, einmal nur mit ihr tanzen. Morgen war der kurze Liebestraum, der Frühlingstraum zu Ende.

Heide und Martina tanzten noch immer. Doch plötzlich stand das Mädchen still und lehnte sichtlich das Weitertanzen ab. Heide verbeugte sich lachend und sah sich um. Er mußte seine Frau stehen sehen, sein Blick flog deutlich herüber. Doch er holte sie nicht zum Tanz. Er nahm ein fesches, junges Ding und schwenkte mit ihr davon. Da verließ Gerta den Tanzplatz, Velten aber zwängte sich durch die Menge zu Martina hin.

„Fräulein Martina — dürfte ich bitten?"

Martina sagte nichts, sondern legte ihm stumm die Hand auf die Schulter. Da umschlang er sie fest und riß sie fort. Die Tanzenden schienen ein wenig müde zu werden. Velten bekam mit seiner Tänzerin mehr Raum. Sie tanzten ganz selbstvergessen, selig, wie in einem Taumel. Immer enger preßte er das Mädchens Körper an sich und stammelte heiß:

„Martina — liebste Martina." . .

Sie schloß die Augen. Wie eine heiße, berauschende Welle floß das kosende Wort über ihren Körper. Sie schmiegte sich enger an ihn, ließ sich tragen, führen. Es war ein Rausch, ein Taumel. Aber plötzlich erwachte Martina und machte sich los. Sie hatte sich denken müssen, daß er auch Frau Gerta, seine Kusine Rosi und viele, viele andere so gehalten haben könnte — daß er am Ende einen Rausch hatte. Wie hätte er sich sonst erlauben können, sich so gehen zu lassen? Oder dachte er noch immer, er brauche nur einen Finger auszustrecken, und das Vöglein käme von selbst?

Velten begriff nicht, warum Martina sich so plötzlich von ihm löste. Noch immer im seligen Rausch befangen, nahm er ihre Hand und wollte sie an seine Lippen führen. Doch hochmütig riß Martina die Hand weg.

„Lassen Sie mich, Herr Velten, Sie irren sich wohl in der Person?"

„Nein, Martina — wie könnte ich. Ich liebe nur eine — und Sie wissen, wer das ist!"

Hohnlachend erwiderte das schöne Mädchen:

„Sie scheinen einen Rausch zu haben, schlafen Sie ihn aus. Und übrigens fahren wir jetzt nach Hause. Es ist schon spät geworden."

Sie suchten die anderen auf, und niemand schien es zu bemerken, wie blaß und ernst der junge Maler war. Auch Gerta war seltsam schweigend. Nur George Heide war natürlich lustig, Martina lachte wohl auch, doch kam es gezwungen aus ihr heraus.

Als man Johann suchte, fand es sich, daß er unfähig war, das Auto zu lenken. Er hatte von der Erlaubnis, eine üppige Zeche zu machen, so ausgiebigen Gebrauch gemacht, daß er tief berauscht in einer Ecke des Gasthauszimmers saß. Ratlos stand die kleine Gesellschaft. Da sagte der junge Maler: „Ich kann lenken. Bin in Berlin schon oft selbst gefahren. Am besten, wir lassen Johann hier, und er soll morgen per pedes nachkommen."

Der Vorschlag fand Beifall. Die Damen hüllten sich fest in ihre Mäntel und Tücher, Heide nahm ihnen gegenüber Platz. Velten aber schwang sich auf den Lenksitz und legte seine Hände fest an das Steuer. Martina rief ängstlich:

„Bitte, ein mäßiges Tempo, Herr Velten. Ich habe Angst."

Bitter und schmerzlich erwiderte er: „Ich bin nicht berauscht, gnädiges Fräulein. Und wenn ich vorhin einen kleinen Rausch hatte — so bin ich jetzt gründlich von ihm befreit. Ich sehe so nüchtern wie jeder andere."

Schweigend fuhren sie in die Nacht hinaus. Die Laternen warfen einen hellen Schein zu beiden Seiten des Weges. Alles andere war in tiefes, schwermütiges Dunkel gehüllt. Lastende Schwüle lag über der schweigenden Landschaft. Wie drohende Ungeheuer flogen die Bäume vorüber.

Die Insassen waren schweigsam und ernst. Nur Heide versuchte hie und da einen Geistesblitz leuchten zu lassen, den niemand beachtete. So versank auch er in ein müdes Träumen. Ohne Unfall kamen sie nach Johannesberg zurück. Martina sagte, als man am Ende des Parkes war:

„Fahren Sie uns noch bitte, durch die Stadt, vor Ihr Haus. Die kurze Strecke lenke dann ich."

Doch Velten sagte ablehnend:

„Nein, ich habe das Bedürfnis, einen kleinen Marsch zu machen. Ich fahre direkt zur Fabrik."

Im Hofe stiegen alle aus, und Velten schüttelte Heide die Hände, indem er sagte:

„Es wird Sie wohl kaum schmerzlich berühren, doch will ich nicht so ganz ohne Sang und Klang verschwinden. Ich reise heute nach Berlin ab. Für immer, Frau Gerta wußte es schon. Leben Sie wohl, Herr Direktor."

Erstaunt sagte Heide: „Nanu, so plötzlich?"

Er war ein wenig verschlafen und fand nichts Geistreicheres zu erwidern.

Velten stand jetzt vor Gerta.

„Und Sie, liebste Frau Gerta — Ihnen danke ich für die vielen genußreichen Stunden, die Sie mir gewährten und ich wünsche nur, wir kämen im Leben noch einmal zusammen." Fest und stark hielten sie sich an den Händen. Gerta sagte leise:

„Viel Glück auf den Weg, Velten, und auf Wiedersehen!"

Vor Martina verbeugte er sich kurz. Die stand ganz starr und hilflos. Er wollte fort? Auf immer? Aber das konnte, das durfte nicht sein. So konnte das Ende nicht sein, das Ende des schönen, kurzen Liebestraumes. Es mußte noch etwas kommen — etwas Schönes, Herrliches . .

Sie streckte ihm flehend und stumm die Hand entgegen. Doch Velten nahm sie nicht. Er sagte mit einer nochmaligen Verbeugung:

„Lassen Sie sich's wohl ergehen, Fräulein Martina — es wird mich freuen, wenn Sie ein reiches, schönes Glück finden. Und den unmodernen Aviatiker mit den Wachsflügeln vergessen Sie — er war ein nutzloser Träumer und Schwärmer."

Er wandte sich um und schritt rasch zum Hof hinaus. Und Martina starrte ihm fassungslos nach.

*

Still kniete die laue, dunkle Sommernacht ihre Arme um die Erde. Nicht einmal ein ferner Vogelsang oder gar Hundegeklaff war zu vernehmen. Und doch konnte Martina nicht schlafen. Weit standen die Fenster offen, und doch kam keine erquickende Kühle herein. Das Mädchen stützte den Kopf in die Hand und starrte ins Dunkel. Ginnord Velten wollte fort — sie würde ihn nie, nie mehr sehen. Er hatte sich ihrer Macht entzogen — sie hatte es ja genau gefühlt, welche Macht sie über ihn besessen. Nun schien es ihr, als ob die Welt und überhaupt Johannesberg keinen Reiz mehr für sie haben könnte. Sie war nur seinetwegen zu Veltens gegangen, seinetwegen überhaupt hier geblieben. Nein, es konnte gar nicht möglich sein — er hatte sie nur schrecken wollen — hatte sie strafen wollen für ihr Verhalten beim Tanz. Er konnte nicht fort sein — nicht so, ohne ein Hoffnungswort auf Wiedersehen. Morgen wollte sie zu Veltens gehen, noch ein wenig mit ihm schmollen, ihn fragen, ob er Rosis Verlobter sei — und dann — ja, was weiter würde, wußte Martina nicht recht. Sie versteckte ihren Kopf in die Kissen und lachte und weinte in einem Atem.

Am Nachmittag zog sie ihr kleidsamstes Kostüm an und ging in den Garten, um ein paar Rosenknospen in den Gürtel zu stecken. Sie trällerte lustig vor sich hin und beachtete Frau Gerta nicht, die schreibend in der Laube saß. Sie wartete dabei fieberhaft auf eine Anrede der jungen Frau. Als aber keine erfolgte, wandte sie sich zornig der Laube zu.

„Frau Heide, entschuldigen Sie, wenn ich Ihren Geistesflug unterbreche. Aber warum sagten Sie mir eigentlich nichts davon, daß Herr Velten heute abreisen will?"

Gerta hob kühl den Kopf. Sie haßte beinahe das schöne, herzlose Geschöpf. Seit gestern wußte sie, daß Velten sie liebte und auch, daß Martina mit ihm gespielt hatte. Sie beobachtete sie beim Tanzen genau. Sie war kokett, kalt und berechnend. Gerta legte nicht einmal die Feder beiseite, als sie zurückhaltend erwiderte:

„Ich wußte es auch erst seit gestern nachmittag. Ich sah auch den Brief, der ihn nach Berlin zurückrief. Und warum hätte ich es erwähnen sollen? Es hatte doch niemand weiter Interesse daran. Und er bat mich ausdrücklich, ich solle niemand etwas sagen."

Martina empfand heftigen Aerger und Abneigung für die ruhige Frau. Wie kam sie dazu, bei dem jungen Maler eine derartige Vertrauensstelle einzunehmen!? Die kam doch nur ihr zu. Aber sie würde ja Gelegenheit haben, sich für diese Ungefälligkeit zu rächen — sie wußte ja so gut, wo Gertas wunder Punkt war. Gleichgiltig schob sie mit ihrem weißen Sonnenschirm den Sand des Weges zusammen und sagte:

„Das ist wirklich rührend. Und Sie nahmen vermutlich schon früher irgendwo innigen Abschied."

„Nein, Fräulein Martina, ich pflege nicht zu spielen. Ich bin eine grundehrliche Seele und mag nichts, was schon einem andern gehört. Darin sind wir verschieden."

Martina errötete heiß. Sie hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge. Doch klug unterdrückte sie dieselbe. Verfeinden durfte sie sich nicht mit der jungen Frau. Denn die würde dann den Verkehr abbrechen, und so blieb auch dem Direktor nichts anderes übrig, als auf Seite seiner Frau zu stehen. Und das paßte ihr nicht in den Plan. Sie warf den Kopf und sagte:

„Ich verstehe Sie nicht im Geringsten. Uebrigens glaube ich, Herrn Velten noch zurückhalten zu können — ich gehe jetzt hin und werde meine Kunst erproben."

Ruhig versetzte Gerta: „An Herrn Velten? Wenn Sie den Maler meinen, der ist schon fort. Heute früh mit dem ersten Zuge fuhr er ab."

„Nein," stieß Martina hervor, „das kann nicht sein. Ich glaube es nicht. Sie wollen mich nur abhalten, hinzugehen."

Gerta zuckte die Achseln: „Bitte, gehen Sie! Es wird mir eine Freude sein, treffen Sie ihn noch an."

Sie beugte den Kopf wieder auf ihr Manuskript nieder und sah nicht mehr nach Martina, die mit heftigen Schritten den Garten verließ.

Die Familie Velten war wie immer jetzt im Garten. Der Obermeister war nicht zu Hause, nur seine Frau und Rosi saßen mit Handarbeiten unter den schattigen Bäumen. Sie begrüßten Martina herzlich, und Frau Velten sagte: „Das ist schön, daß Sie uns ein wenig trösten kommen. Wir sind über Ginnords Abreise noch immer nicht beruhigt, weil sie so schnell und heimlich stattfand. Nur einen Brief hinterließ er, den wir heute früh in seinem Zimmer fanden. Die Künstler sind doch seltsame Menschen."

Martina saß ganz still in ihrem Sessel. Kein Zug in ihrem schönen Gesicht verriet, was in ihrem Innern vorging, daß da ein Sturm junge, frische Blüten knickte. Mechanisch erwiderte sie:

„Ja, seltsame Menschen. Und er ist wirklich fort?"

„Ja, heute früh. Wir wollten's auch nicht recht glauben. Wir hatten uns nun so an ihn gewöhnt. Und ich muß Ihnen sagen, liebes Fräulein, mein Mann hat ein wenig Kummer um ihn. Er ist eine eigentümliche, verschlossene Natur, dabei tief innerlich und leidenschaftlich. Wir konnten uns im Anfang, als er im Winter zu uns kam, schwer an seine Art gewöhnen. Doch jetzt hingen wir alle sehr an ihm. Er brachte uns sozusagen ein ganz neues, geistiges Element in's Haus. Wir lasen Bücher, wirklich gute Bücher, nicht etwa Schundromane. Nein, von Tolstoi, Gorki, und — Rosi — wie hieß der andere?"

„Zola — Mama."

„Richtig. Zola. Besonders Gorki interessierte uns, weil wir immer unsere Arbeitsverhältnisse mit denen Rußlands verglichen. Und am meisten hat uns wohl das Theaterstück von — nicht wahr, Rosi, es war von Hauptmann, Gerhart Hauptmann und hieß „Die Weber" gefallen und gerührt. Und Ginnord konnte so schön sprechen, er trug das alles so vor, als wenn er das selbst denken und empfinden möchte. Das waren immer schöne Abende, Fräulein Martina — mein Mann und Ginnord kamen wohl oft ins Politisieren, und da ging's oft stürmisch zu. Aber so sehr sich mein Alter auch wehrte, zum Schluß mußte er doch immer Ginnord recht geben. Ich verstehe ja nicht viel vom sozialen Leben, von Politik überhaupt — aber so viel weiß ich jetzt auch, daß vieles, vieles anders werden müßte. Hier in der Fabrik zum Beispiel."

Die gute Frau schöpfte einmal Atem, und Rosi sagte verlegen: „Aber Mutti, laß doch das — Frau Langenscheit ist ja die Tante von Fräulein Martina."

„Ja, ja, mein Kind, ich weiß schon. Aber ich denke mir, Fräulein Martinchen wird Frau Langenscheit schon selber gut kennen, wird wissen, daß sie die Arbeiter zu kurz hält — und einmal wird's auch zu einem großen Krach kommen."

Martina hob gelangweilt den Kopf. Sie war nicht hergekommen, um zu politisieren, ein langweiligeres Thema gab es ja nicht für sie. Dieser Zug war es gerade, der ihr an Velten niemals gefallen hatte. Sie wollte anderes von ihm wissen: Persönliches. So schnitt sie kurz die politische Aber der rundlichen Frau entzwei und sagte möglichst gleichgiltig:

„Ja, ich glaube auch. Und — was ich noch sagen wollte — kommt Herr Velten wieder?"

„Oh, wohl kaum. Er muß ja auch fleißig sein. Sein kleines Erbe ist bald weg — Bilder verkauft er fast keine, da wird er sein Brot wohl wo anders suchen müssen."

„Er ist nach Berlin gegangen?"

„Ja, vorläufig, wegen des ausgestellten Bildes. Dann will er in die Alpen. Vielleicht, meinte er, gelängen ihm imposantere Landschaftsstoffe besser."

Martina war immer noch nicht befriedigt. Sie wollte noch etwas erfahren. Da mußte sie ganz diplomatisch sein. Nachdenklich sah sie auf die fleißig arbeitenden Finger der beiden Damen. Dann wandte sie sich scherzend zu Rosi und sagte fischelmisch, sie dabei in die blühende Wange kneifend:

„Und was sagte Rosi zu dem plötzlichen Verschwinden ihres interessanten Cousins?"

Rosi blickte verwundert auf: „Ich? Warum ich? Es tat mir natürlich auch leid — aber etwa besonders? Nein, dazu war mir Ginnord zu sonderbar."

„Aber ich hörte doch einmal — mir war es selbst oft so — als wenn" — Aber jetzt fiel Frau Velten wieder energisch in die Rede: „Daß die zwei sich gern hätten? O nein, da täuschen Sie sich. Sie neckten sich, stritten und vertrugen sich wieder, weiter nichts. Ich glaube, meine gute Rosi wäre dem Herrn Maler zu hausbacken gewesen. Der strebt höher hinaus. Ich meine, was den Geist, die Bildung betrifft. Er sagte immer: Wenn er einmal heiratet, muß die Frau alle seine Interessen teilen, muß ganz gleich mit ihm sein. Sie darf keine gedankenlose Modepuppe, keine vergnügungstolle Weltdame, kein naives Bürgermädel sein, sondern ein ernstes, gutes, festes Menschenkind, mit dem man durch dick und dünn gehen kann. Ja, so sagte er immer. O nein, die beiden machten sich nichts auseinander. Frau Langenscheit sagte auch einmal was Aehnliches zu meinem Alten, und da kam sie schön an. Sie wollte es förmlich meinem Manne einreden, die beiden hätten was zusammen. Aber wir kennen unsere gute Rosi. Auch ist sie ja nicht mehr ganz frei. Herr" —

„Mutter," flehte Rosi mit glühenden Wangen, „es ist so unbestimmt noch. Ich bitte dich, schweige."

„Nun ja schon, du dummes Mädel. Du tust, als wenn Fräulein Martina nichts von Liebe und Männern wüßte. Die hat sicher auch im innersten Herzenswinkel irgendein Bild versteckt."

Und als das Mädchen erglühte, rief sie triumphierend:

„Ich weiß es ja. Das ist bei all den Mädels gleich. Und auch die jungen Männer sind so. Was haben wir Ginnord mit seinem Georgstaler geneckt, den er so hoch hielt."

„Ich denke, er sagte einmal, er habe ihn verloren."

„I Gott behüte. Das sagte er nur, um Ruhe zu bekommen."

Martina saß da und wünschte nichts sehnlicher, als allein zu sein. So viele Gedanken wogten stürmisch in ihrer Seele. Tante Ernestine hatte sie belogen: Rosi war nicht seine Braut. Und diese machte sich nichts aus ihm. Was mochte er bei ihrem veränderten Benehmen gedacht haben? Er mußte sie für ein kokettes, kaltes Mädchen halten, das mit ihm gespielt hatte. Und er war in diesem Glauben von ihr geschieden. Sie konnte sich nicht verteidigen, er war weit fort und kam nie wieder. Und er wollte sicher nichts mehr von ihr wissen. Er würde sie bald, sehr bald vergessen. Mit großen, verdunkelten Augen starrte sie in die blühende Sommerwelt.

Sie fühlte es so gut: er hätte sie besser machen können. Nun ließ er sie allein — allein in dem Gebrause des Welttreibens, des gewohnten Lebens, zu dem sie zurückkehren würde. Nein, das konnte sie nicht ertragen, so gar nichts mehr von ihm zu hören, so ganz verschollen durfte er nicht sein. Hastig sagte sie:

„Herr Velten hat etwas bei uns vergessen — wie ist seine Adresse?"

„Ja, die wissen wir vorläufig selbst nicht. Er nimmt sich jetzt eine ganz neue Wohnung. Wer weiß, ob er uns so bald schreiben wird. Er ist eben auch darin sehr sonderbar."

Martina war es, als versänke der letzte Hoffnungsschimmer. Er war in Berlin, im großen Berlin, hatte vielleicht keine feste Wohnung, würde vielleicht bald weiterreisen. Und sie konnte ihm doch nicht mit der Polizei nachspüren. Nein, er mußte selbst zu ihr zurückfinden.

Sie erhob sich müde. Nun fühlte sie erst, wie schwer die Enttäuschung auf ihr lastete, wie sehr sie gehofft hatte.

Frau Velten war enttäuscht, daß sie schon fortgehen wollte. Krampfhaft suchte sie, sie zurückzuhalten. Endlich fiel ihr ein glücklicher Gedanke ein:

„Haben Sie schon das letzte Bild gesehen, das mein Mann mit seinem neuen Apparat gemacht hat? Nein? Warten Sie, ich zeige es Ihnen."

Sie eilte ins Haus hinein, so rasch, wie man es der rundlichen Fülle niemals zugetraut hätte. Martina ging wartend vor der fleißigen Rosi hin und her und sah auf die Arbeit in den Mädchens Händen. Es war ein großes Polster, an dem sie eifrig stickte. Das diente wohl zur Brautausstattung. Und plötzlich fühlte Martina brennenden Neid in sich aufsteigen, Neid auf das kleine, stille Glück der künftigen, heimlichen Braut. Sie, Martina, würde niemals so eifrig stichelu, als hinge das ganze Glück des künftigen Ehelebens von der Arbeit ab. Das war wieder einmal der Fluch des Reichtums. Velten würde sagen:

„So muß man ihn in Segen verwandeln. Unterstützen Sie die Armen, gründen Sie Wohlfahrtseinrichtungen für die Fabrikarbeiter, streuen Sie Segen aus mit vollen Händen." . . .

(Fortsetzung folgt).

Für die Küche.

Gurkensalat mit Senf. Man verrührt zwei Löffel Senf mit drei Löffeln Oel, etwas Pfeffer und Essig, gibt die geschälten, gehobelten und gesalzenen Gurken dazu, mischt alles und läßt den Salat gut durchziehen.

Einfache Stachelbeerspeise. Man verliest 2 Pfund reife Stachelbeeren, die aber noch etwas härtlich sein müssen, wäscht sie, läßt sie abtropfen, wellt sie, indem man eine große Messerspitze doppelkohlensaures Natron hinzufügt, in siedendem Wasser ab, gießt sie ab, läßt sie abtropfen, gibt sie dann mit wenig Wasser und Zucker in eine Kasserolle, kocht sie ganz weich und rührt sie durch ein Sieb. Inzwischen hat man 6—8 von der Rinde befreite, altbackene Milchbrötchen in Milch oder Wasser geweicht, in gutgespültem Seihtuch ausgedrückt und zu Brei gerührt. Mit diesem Brei mischt man 2—3 nach und nach dazugefügte Eidotter, etwas zerlassene Butter, etwas Zucker, etwas geriebene Zitronenschale, eine Tasse geriebene Semmel, zuletzt gibt man den feingeschlagenen Schnee der 2—3 Eiweiß dazu, füllt die Massen in eine mit Butter bestrichene, mit geriebener Semmel bestreute Form, bäckt die Speise 50—55 Minuten im Ofen bei gleichmäßiger Hitze und bestreut sie beim Anrichten mit Zucker und Zimmt.

Sommerplinsen. Man wäscht und hackt eine Handvoll verschiedener beliebiger frischer Kräuter, z. B. Petersilie, Majoran, Thymian und Kerbel, läßt sie in ein wenig zerlassener Butter gar dünsten und gibt sie in eine gut verquirlte Mischung von 5—6 Eiern, 5—6 Löffeln Mehl, 2—3 Löffeln Milch und Salz. Aus diesem Teig bäckt man in der flachen Pfanne in gelb gewordener Butter kleine, nicht zu dicke Plinsen auf beiden Seiten goldgelb.

Kirschen in Dunst. Hierzu eignen sich am besten Sauerkirschen, doch können auch süße zur Verwendung kommen. Sie werden abgerieben, von den Stielen entfernt und in ein Einmachglas gegeben und dieses mit Leinwand und Pergamentpapier gut verbunden. Nun stellt man das Glas in eine große Kasserolle mit frischem Wasser und stellt dies wohlgedeckt auf's Feuer oder noch besser ungedeckt in den heißen Bratofen. Kocht das darin sich befindliche Wasser, so läßt man es schwach 20 Minuten fortkochen, nimmt die Kasserolle alsdann vom Feuer und läßt das Glas mit den Kirschen bis zum folgenden Tage darin stehen. Andern Tags nimmt man das Glas heraus, trocknet es ab und verwahrt es an einem kühlen, trockenen Orte.

Grüne Bohnensuppe. 1½ Pfund schöne Bohnen, die nicht härtlich sein dürften, werden abgefädelt und in nicht zu dünne schräge Streifen geschnitten, die man in zerlassener Butter gibt und etwas darin durchdämpfen läßt. Dann gibt man etwas gehackte Petersilie dazu, stäubt ein paar Löffel Mehl darüber, füllt kochendes Wasser, in dem man 1—2 Bouillonwürfel löste, oder dünne Knochenbrühe dazu, salzt und läßt die Bohnen weich kochen. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten kann man 1—2 Handvoll geschälte, in Stücke geschnittene, mit kochendem Wasser gebrühte, wieder abgetropfte Kartoffeln hineingeben und mit gar kochen lassen. Sie machen die Suppe dicker und sättigender. Sonst kann man sie, falls sie zu dünn sein sollte, mit etwas in Butter gar und gelb gedünstetem Mehl binden. Zuletzt wird mit gehackter Petersilie und etwas feingehacktem Bohnenkraut gewürzt.

Johannisbeeren in Zucker eingekocht. Der Zucker, in gleichem Gewicht wie die Beeren, wird geläutert, die Beeren darin aufgekocht, öfter gedreht, daß sich der Schaum in der Mitte sammelt, dieser wird sorgfältig abgeschäumt, dann die Beeren mit dem Schaumlöffel herausgenommen, der Saft einige Minuten gekocht, darüber gegossen.

Kartoffelnudeln mit Käse. Man kann übriggebliebene gekochte Kartoffeln zu diesem Gericht verwenden oder nach Belieben zwei Pfund frische geschälte Kartoffeln dazu kochen. Ebenso lassen sich unansehnliche Käsereste von Schweizer- oder Parmesankäse dazu aufbrauchen. Die zerdrückten oder geriebenen, durch ein Sieb gestrichenen Kartoffeln werden mit Salz, einem Ei, mehreren Löffel geriebenem Parmesankäse und etwas Mehl vermischt, so daß ein ebener, haltbarer Teig entsteht, dem man, wenn er nicht gleich hält, mit etwas geriebener Semmel oder auch noch mit einem Ei nachhelfen muß. Man formt auf einem mit Mehl bestäubten Brett fingerstarke Rollen davon, schneidet sie in Stücke und rollt diese zu zugespitzten Nudeln. Diese Nudeln legt man vorsichtig in siedendes Salzwasser, läßt sie gar kochen (10—12 Minuten, bis sie obenauf schwimmen), legt sie mit dem Schaumlöffel auf eine erwärmte Schüssel, bestreut sie mit geriebener Semmel oder mit geriebenem Käse und füllt heiße, flüssige oder gebräunte Butter darüber.